

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wiedervereinigung.

Woche auf Woche floß in dem Hause St. Clare's dahin, und die Wogen des alltäglichen Lebens kehrten zurück zu ihrem gewöhnlichen Flusse, wo die kleine Barke versunken war. Wie gebieterisch, wie kalt, wie nichtachtend gegen alle Gefühle bewegt sich der starre theilnahmlose Lauf der Alltäglichkeit! Wir müssen essen, trinken, schlafen, wieder aufwachen — kaufen, handeln, fragen, antworten — kurz, tausend Schatten verfolgen, obgleich alle Theilnahme an denselben dahin ist; die kalte mechanische Gewohnheit des Lebens bleibt, wenn auch alle lebendige Theilnahme daran verschwunden ist.

St. Clare's ganze Hoffnungen des Lebens hatten sich ihm unbekannt auf sein Kind bezogen. Für Eva vergrößerte er sein Vermögen, für Eva verfügte er über seine Zeit; dies und das für Eva zu thun, etwas für sie zu kaufen, zu verbessern, zu ändern, zu ordnen — das war seine lange Gewohnheit, und nun sie nicht mehr war, schien für ihn nichts zu thun, nichts zu denken zu sein.

Wohl gab es ein anderes Leben, ein Leben, an das er ehemals geglaubt hatte, und das als eine feierliche Mahnung eines geheimnißvollen unbekanntes Etwas vor ihm stand. St. Clare wußte dies wohl, und oft hörte er in mancher müßigen Stunde die zarte kindliche Stimme ihn zu den Himmeln rufen, sah er die kleine Hand ihm den Weg durch das Leben andeuten; aber eine schwere Lethargie des Kummers lastete auf ihm, er vermochte es nicht, sich zu erheben.

St. Clare hatte nie daran gedacht, sich selbst durch irgend eine religiöse Verpflichtung zu beherrschen, und eine gewisse Feinheit der Natur gab ihm eine instinktmäßige Ansicht von der Ausdehnung und den Anforderungen des Christenthums, daß er vor dem zurückbebt, was, wie er fühlte, die Anforderungen seines eignen Gewissens sein würde, wenn er sich je dazu entschloße, sie anzunehmen. Denn so unbeständig ist die menschliche Natur, daß etwas nicht zu unternehmen Manchem besser erscheint, als es zu unternehmen und nicht an das Ziel zu kommen.

Gleichwohl war St. Clare in mancher Beziehung ein anderer Mensch. Er las die Bibel seiner kleinen Eva ernst und aufrichtig; er dachte praktischer über sein Verhältniß zu seinen Slaven, genug, um ihn mit seinem vergangenen, so wie mit seinem gegenwärtigen Benehmen unzufrieden zu machen. Eines that er unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Neu-Orleans, und das war der Beginn zu den gesetzmäßigen Schritten, welche zu Tom's Freilassung erforderlich waren; diese sollte erfolgen, sobald die nöthigen Formalitäten erfüllt werden könnten. Inzwischen gewann er täglich mehr und mehr Anhänglichkeit für Tom. In der ganzen weiten Welt gab es nichts, das ihn so sehr an Eva zu erinnern schien, und er behielt ihn beständig um sich, und so unnahbar er in Beziehung auf seine tieferen Gefühle war, dachte er beinah immer laut gegen Tom. Darüber würde sich Niemand gewundert haben, der den Ausdruck der innigsten Zuneigung und Ergebenheit gesehen hätte, mit welchem Tom fortwährend seinem jungen Gebieter folgte.

„Nun Tom,“ sagte St. Clare den Tag, nach welchem er die gesetzlichen Formalitäten zu seiner Freilassung begonnen hatte, „ich werde einen freien Mann aus Dir machen, also packe nur Deine Geräthschaften und mache Dich bereit, nach Kentucky aufzubrechen.“

Das plötzliche Licht der Freude, das sich über Tom's Gesicht verbreitete, als er seine Hände zum Himmel erhob, und sein emphatisches „Segne es Gott!“ verdroß St. Clare beinahe; es gefiel ihm nicht, daß Tom so bereit war, ihn zu verlassen.

„Du hast hier nicht so schlechte Zeiten gehabt, daß Du so entzückt darüber sein solltest, Tom,“ sagte er trocken.

„Nein, nein, Mas'r, das ist's nicht, es ist, daß ich ein freier Mann werde! Das ist's, worüber ich mich freue.“

„Ei, Tom, glaubst Du nicht, daß Du für Dein Theil besser dran gewesen bist, als wenn Du frei gewesen wärest?“

„Nein, gewiß nicht, Mas'r,“ sagte Tom mit entschiedenem Tone. „Nein, gewiß nicht!“

„Ei, Tom, Du hättest doch gewiß durch Deine Arbeit nicht solche Kleider und solch ein Leben gewinnen können, wie ich Dir gab.“

„Weiß das Alles, Mas'r St. Clare; Mas'r ist zu gut gewesen.“

Aber, Mas'r, ich wollte lieber haben schlechte Kleider, schlecht Haus, schlecht Alles, und haben es mein, als haben das Beste, und es gehört irgend einem Andern! Ich denke, das natürlich, Mas'r?"

„Ich glaube es, Tom, und Du wirst fortgehen und mich verlassen in einem Monat oder so etwas,“ fügte er ziemlich unzufrieden hinzu. „Weshalb Du das nicht solltest, weiß kein Sterblicher,“ sagte er in heiterem Tone und begann umherzugehen.

„Nicht, so lange Mas'r in Kummer ist; ich werde bei Mas'r bleiben, so lange er mich braucht; so lange ich ihm nützen kann.“

„Nicht, während ich in Kummer bin, Tom?“ sagte St. Clare, indem er trübe aus dem Fenster sah. „Und wann wird mein Kummer enden?“

„Wenn Mas'r St. Clare ein Christ ist,“ sagte Tom.

„Und Du denkst wirklich zu bleiben, bis das geschieht?“ sagte St. Clare halb lächelnd, indem er sich vom Fenster abwandte und seine Hand auf Tom's Schulter legte. „Ach Tom, Du guter Bursche, ich werde Dich nicht bis zu dem Tage zurückhalten. Gehe heim zu Deinem Weibe und Deinen Kindern und versichere Alle meiner Liebe.“

„Ich habe den Glauben, daß der Tag kommen wird.“ sagte Tom ernst und mit Thränen in seinen Augen. „Der Herr hat ein Werk für Mas'r.“

„Ein Werk?“ sagte St. Clare. „Nun, Tom, sag' mir Deine Ansichten davon, was für eine Art von Werk das ist.“

„Ach selbst ein armer Mensch wie ich hat ein Werk für den Herrn zu thun; und Mas'r St. Clare, der gelehrt ist und reich und Freunde hat — wie viel kann der thun für den Herrn!“

„Tom, Du scheinst zu glauben, daß der Herr etwas für sich gethan zu haben braucht,“ sagte St. Clare lachend.

„Wir thun für den Herrn, wenn wir thun für seine Geschöpfe,“ sagte Tom.

„Gute Theologie, Tom; besser, wie Doctor B. predigt, darauf schwöre ich,“ sagte St. Clare.

Das Gespräch wurde hier durch die Anmeldung einiger Gäste unterbrochen.

Marie St. Clare fühlte den Verlust Eva's so tief, als sie irgend etwas zu fühlen vermochte, und da sie verstand, alle Welt unglücklich

zu machen, wenn sie selbst es war, hatten ihre unmittelbaren Umgebungen noch stärkeren Grund, den Verlust ihrer kleinen Gebieterin zu betrauern, deren freundliche Gemüthsrichtung so oft ein Schild für sie gegen tyrannische und selbstsüchtige Handlungen ihrer Mutter gewesen war. Die arme alte Mammy besonders, deren Herz, von allen Familienweigen losgerissen, sich mit diesem einen reizenden Wesen getröstet hatte, war beinahe vernichtet. Sie weinte Tag und Nacht und zeigte sich im Uebermaß des Kummers weniger geschickt und gewandt bei den Diensten, die ihre Herrin gewöhnlich von ihr brauchte, was einen beständigen Sturm von Schmähungen auf ihr vertheidigungsloses Haupt zog. Miß Daphelia fühlte den Verlust auch, aber in ihrem guten und redlichen Herzen trug er seine Früchte in dem täglichen Leben. Sie war sanfter, freundlicher, und obgleich eben so eifrig in Erfüllung jeder Pflicht, that sie dies doch mit ruhigerem Wesen. Sie war eifriger darin, Topsy zu unterrichten, besonders aus der Bibel, schauderte nicht mehr vor ihrer Berührung zurück und zeigte keinen Widerwillen, weil sie keinen mehr empfand. Sie erblickte sie jetzt durch das milde Glas, das Eva ihr zuerst vorgehalten hatte, und sah in ihr nur ein unsterbliches Geschöpf, welches Gott ihr anvertraut hatte, um es zu Ruhm und Tugend zu leiten. Topsy wurde nicht auf einmal eine Heilige; aber das Leben und der Tod Eva's bewirkten eine auffallende Veränderung in ihr. Die tückische Gleichgiltigkeit war verschwunden, sie zeigte jetzt Gefühl, das Verlangen nach dem Guten, einen oft unregelmäßigen, unterbrochenen, aber dennoch stets wieder erneuerten Kampf.

Eines Tages, als Topsy zu Miß Daphelia gerufen wurde, kam sie hastig, indem sie etwas in ihrem Busen verbarg.

„Was thust Du da, Du Brut? Du hast gewiß etwas gestohlen,“ sagte die herrische kleine Rosa, welche geschickt worden war, sie zu rufen, und faßte sie zugleich rauh bei dem Arme.

„Geht, Miß Rosa,“ sagte Topsy, sie zurückstoßend, „das ist nicht Euer Geschäft.“

„Ich sah Dich etwas verbergen,“ rief Rosa. „Ich kenne Deine Streiche;“ und Rosa ergriff ihren Arm und versuchte die Hand in Topsy's Busen zu stecken, während diese wüthend für das focht, was sie als ihr Recht betrachtete. Der Lärm und die Verwirrung zogen Miß Daphelia und St. Clare zu dem Orte.

„Sie hat gestohlen!“ sagte Rosa.

„Ich habe es nicht,“ rief Topsy, vor Leidenschaft weinend.

„Gieb es mir, was es auch ist,“ sagte Daphelia fest. Topsy zögerte, aber auf einen zweiten Befehl zog sie aus dem Busen ein kleines Päckchen, welches in den Fuß eines ihrer eignen Strümpfe gewickelt war.

Miss Daphelia wickelte es auf. Es war ein kleines Buch, das Topsy von Eva geschenkt bekommen hatte; es enthielt einen einzigen Vers aus der heiligen Schrift als Gebet für jeden Tag im Jahre und in einem Papier die Locke, die sie an jenem denkwürdigen Tage von Eva empfangen hatte, als diese das letzte Lebewohl sagte.

St. Clare war sehr gerührt durch diesen Anblick; das kleine Buch war mit einem langen Streifen von schwarzem Krepp umwickelt.

„Weshalb wickeltest Du dies um das Buch?“ sagte St. Clare, den Krepp zeigend.

„Weil — weil — weil es Miss Eva gehörte; ach bitte, nehmen nicht weg!“ sagte sie, setzte sich flach an den Fußboden, zog die Schürze über den Kopf und weinte heftig.

Es war ein sonderbares Gemisch des Ernsten und Komischen — der kleine alte Strumpf — der schwarze Krepp — das Buch — die weiche Locke — und Topsy's tiefer Kummer.

St. Clare lächelte, aber es standen Thränen in seinen Augen, als er sagte:

„Komm, komm — weine nicht; Du sollst es haben,“ und Alles zusammenthuend, warf er es ihr in den Schooß, indem er Miss Daphelia mit sich in das Wohnzimmer zog.

„Ich glaube wirklich, daß Sie etwas aus ihr machen können,“ sagte. „Ein Gemüth, das des wirklichen Kummers fähig ist, ist auch des Guten fähig. Sie müssen etwas mit ihr versuchen.“

„Das Kind hat sich sehr gebessert,“ sagte Miss Daphelia. „Ich habe viel Hoffnung für sie, doch, Augustin,“ sagte sie und legte ihre Hand auf seinen Arm, „ich muß Ihnen eine Frage thun: Wem gehört dieses Kind — Ihnen oder mir?“

„Nun, ich gab es Ihnen,“ sagte Augustin.

„Aber nicht gesetzlich; ich wünschte, daß sie gesetzlich mein sei.“

„Ei, Cousine,“ entgegnete Augustin, „was wird die Abolitions-

gesellschaft denken? Sie wird einen Fasttag ansetzen, wenn Sie Sklavenbesitzerin werden!"

"Anstun! Ich will, daß sie mein sei, damit ich ein Recht habe, sie mit nach den freien Staaten zu nehmen und ihr die Freiheit zu geben, damit nicht Alles, was ich zu thun versuche, ungeschehen gemacht werde."

"Ach, Cousine, was für ein Schreckliches, Böses thun, damit Gutes daraus entstehe! Ich kann das nicht unterstützen."

"Sie müssen nicht scherzen, sondern ernst sein," sagte Miß Daphelia. "Es nützt nichts, wenn ich versuche, dieses Kind zu einer Christin zu machen, wenn ich sie nicht zugleich vor allen Widerwärtigkeiten und Möglichkeiten der Sklaverei sichere; und wenn Sie wirklich wollen, daß ich sie retten soll, so brauche ich eine Schenkungsacte oder irgend ein gesetzliches Papier."

"Gut, gut," sagte St. Clare, "ich werde es thun." Dabei setzte er sich nieder und entfaltete eine Zeitung, um sie zu lesen.

"Aber ich brauche es jetzt," sagte Miß Daphelia.

"Weshalb so eilig?"

"Weil jetzt die einzige Zeit ist, um es je zu thun," sagte Miß Daphelia. "Kommen Sie, hier ist Feder, Tinte und Papier; schreiben Sie."

St. Clare haßte, wie die meisten Menschen seiner Art, das augenblickliche Handeln und war deshalb ziemlich verdrießlich über Miß Daphelia's Drängen.

"Weshalb denn aber?" sagte er. "Können Sie nicht mein Wort nehmen? Man sollte glauben, Sie hätten Unterricht bei den Juden genommen!"

"Ich muß es gewiß haben," sagte Miß Daphelia. "Sie können sterben, und dann wird Topsy zur Auction gebracht, trotz Allem, was ich thun kann."

"Sie sind wirklich sehr vorsichtig. Nun, da ich sehe, daß ich in den Händen eines Jankee bin, bleibt mir nichts übrig, als mich zu fügen," und schnell schrieb St. Clare eine Schenkung, unterzeichnete seinen Namen und übergab ihr das Papier.

"So, ist das nicht Schwarz auf Weiß, Miß Vermont?" sagte er.

"Ganz gut," entgegnete Miß Daphelia lächelnd, "aber muß es nicht von Zeugen unterzeichnet sein?"

„Ach Wetter — ja. Höre,“ sagte er, die Thüre zu Mariens Zimmer öffnend, „Marie, die Cousine braucht Deine Handschrift; setze doch Deinen Namen hierher.“

„Was ist das?“ sagte Marie, indem sie das Papier überlas. „Lächerlich! Ich dachte, die Cousine wäre zu fromm für solche abscheuliche Dinge,“ fügte sie dann hinzu, indem sie sorglos ihren Namen schrieb; „aber wenn sie Lust zu diesem Artikel hat, so ist sie willkommen.“

„So, nun gehört sie Ihnen mit Leib und Seele,“ sagte St. Clare, indem er ihr das Papier übergab.

„Ebenso wenig mein, wie zuvor,“ sagte Miß Ophelia. „Niemand als Gott hat ein Recht, sie mir zu geben; aber ich kann sie jetzt beschützen.“

„Gut, so gehört sie Ihnen durch Fiction des Gesetzes,“ sagte St. Clare, indem er zurück in das Wohnzimmer ging und sich zu seiner Zeitung setzte.

Miß Ophelia, die selten in Mariens Gesellschaft blieb, folgte ihm, nachdem sie das Papier sorgfältig weggelegt hatte.

„Augustin,“ sagte sie plötzlich, während sie strickend dasaß, „haben Sie für den Fall Ihres Todes Vorsehrungen für Ihre Diener getroffen?“

„Nein,“ sagte St. Clare, indem er weiter las.

„Dann kann alle Ihre Nachsicht gegen dieselben zu einer Grausamkeit werden.“

St. Clare hatte das oft selbst gedacht; indeß antwortete er nachlässig:

„Nun, ich denke dafür zu sorgen.“

„Wann?“ sagte Miß Ophelia.

„Nun, dieser Tage.“

„Wie, wenn Sie sterben?“

„Cousine, was haben Sie?“ sagte St. Clare, indem er die Zeitung niederlegte und sie ansah. „Glauben Sie, daß ich Symptome des gelben Fiebers oder der Cholera zeige, daß Sie mit solchem Eifer testamentarische Anordnungen verlangen?“

„In der Mitte des Lebens sind wir dem Tode nahe,“ entgegnete Miß Ophelia.

St. Clare stand auf, legte die Zeitung hin, ging sorglos zu der

Thür, die nach der Veranda offen stand, um dem Gespräch, das ihm unangenehm war, ein Ende zu machen. Mechanisch wiederholte er die letzten Worte: „Dem Tode nahe!“ — und er lehnte sich gegen die Brüstung und beobachtete das funkelnde Wasser, wie es in dem Springbrunnen stieg und fiel und erblickte wie durch einen dünnen Schleier die Blumen und Bäume und Vasen des Hofes. Dabei wiederholte er abermals das mystische Wort, das in jedem Munde so gewöhnlich ist und doch von so furchtbarer Gewalt: Tod! — „Sonderbar, daß es solch ein Wort giebt,“ sagte er, „solch ein Ding, und wir es immer vergessen; daß man lebend sein kann, warm, schön, voll Hoffnungen, Wünsche und Begierden den einen Tag und den nächsten hin für immer!“

Es war ein warmer, goldiger Abend, und als er an das andere Ende der Veranda ging, sah er, wie Tom emsig in seiner Bibel las, und dabei mit dem Finger jedes Wort verfolgte, während er sich selbst alle ernst vorflüsterte.

„Soll ich Dir vorlesen, Tom?“ sagte St. Clare, indem er sich an seine Seite setzte.

„Wenn Mas'r wollte,“ sagte Tom erfreut, „Mas'r macht es so viel deutlicher.“

St. Clare nahm das Buch und las eine von den Stellen, welche Tom durch die starken Zeichen am Rande markirt hatte. Sie lautete wie folgt:

„Wenn des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle seine heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Throne seiner Herrlichkeit und vor ihm werden versammelt sein alle Völker der Erde, und er wird sie von einander scheiden, wie der Hirt scheidet die Schafe von den Böcken.“

St. Clare las mit lebendiger Stimme, bis er zu dem letzten Verse kam:

„Dann wird der König sagen zu denen zu seiner Linken: Hinweg mit Euch, Ihr seid verflucht zu ewigem Feuer, denn ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich nicht gespeist, ich bin durstig gewesen und Ihr habt mich nicht getränkt, ich bin ein Fremdling gewesen und Ihr habt mich nicht aufgenommen, ich bin nackt gewesen und Ihr habt mich nicht gekleidet, ich bin krank und im Gefängniß gewesen und Ihr habt mich nicht besucht. Dann werden sie ihm antwor-

ten: Herr, wann sahen wir Dich hungrig oder durstig oder einen Fremdling, oder nackt oder krank oder im Gefängniß, und haben Dir nicht geholfen? Dann wird er zu ihnen sagen: Was Ihr nicht thatet dem Geringsten unter meinen Brüdern, das habt Ihr mir nicht gethan.“

St. Clare schien von diesem letzten Satze ergriffen zu werden, denn er las ihn zweimal — das zweite Mal sehr langsam, und als ob er jedes Wort in seinem Geiste abwäge.

„Tom,“ sagte er, „die so hart bestraft wurden, scheinen gerade gethan zu haben, was ich that — ein gutes, gemächliches, achtungswerthes Leben führen, und sich nicht damit beunruhigen, zu fragen, wie viel ihrer Brüder hungrig oder durstig waren, oder krank oder im Gefängniß.“

Tom antwortete nicht.

St. Clare stand auf und ging gedankenvoll in der Veranda auf und nieder; so ganz war er in Gedanken versunken, daß Tom ihn zweimal erinnern mußte, die Theeglocke habe geläutet, bevor er seine Aufmerksamkeit zu wecken vermochte.

St. Clare war während der ganzen Theezeit zerstreut und gedankenvoll. Nach dem Thee nahmen er, Marie und Miß Ophelia das Wohnzimmer beinahe schweigend in Besitz.

Marie streckte sich auf einem Ruhebetto unter einem seidenen Mosquito-Vorhange aus und sank bald in gesunden Schlaf. Miß Ophelia beschäftigte sich schweigend mit ihrem Strickzeuge. St. Clare setzte sich an das Piano und begann eine sanfte, melancholische Melodie. Er schien in tiefe Träumerei versunken und in der Musik ein Selbstgespräch zu halten. Nach einer kurzen Zeit öffnete er einen Schrank, nahm ein Notenbuch heraus, dessen Blätter vor Alter gelb waren, und begann es durchzusehen.

„Dies war eins von den Büchern meiner Mutter,“ sagte er zu Miß Ophelia, „und hier ist ihre Handschrift — sehen Sie. Sie schrieb es von Mozart's Requiem ab und arrangirte es.“ Miß Ophelia trat hinzu.

„Sie pflegte es oft zu singen,“ sagte St. Clare. „Mir ist, als hörte ich sie noch.“

Er schlug einige majestätische Accorde an und begann das großartige Dies irae.

Tom lauschte in der äußern Veranda, wurde durch die Klänge nahe zu der Thür gelockt und stand hier in ernstem Schweigen. Natürlich verstand er die Worte nicht, aber die Musik und die Art des Gesanges schien ihn gewaltig zu erschüttern, besonders als St. Clare die pathetischen Theile sang. Tom würde noch herzlichere Sympathie empfunden haben, hätte er den Sinn der schönen Worte verstehen können:

Recordare, Jesu pie,
 Quod sum causa tuae viae,
 Ne me perdas illa die:
 Quaerens me sedisti lassus,
 Redemisti crucem passus;
 Tantus labor non sit cassus.

St. Clare legte einen tiefen pathetischen Ton in diese Worte, denn der Schleier vieler Jahre schien hinweggezogen zu sein und er die Stimme seiner Mutter zu vernehmen; Stimme und Instrument schienen beide zu leben, und mit lebendiger Sympathie ergossen sich Töne, welche der himmlische Mozart als sein eignes Requiem niederschrieb. Als St. Clare zu Ende gesungen hatte, saß er einige Augenblicke mit dem Kopf auf die Hand gelehnt da; dann ging er im Zimmer auf und nieder.

„Welch ein erhabener Gedanke ist der eines letzten Gerichts?“ sagte er; „eine Abrechnung allen Unrechts viele Menschenalter hindurch! Eine Lösung aller moralischen Probleme durch eine unwiderlegbare Weisheit! Es ist in der That ein wunderbares Bild.“

„Es ist ein fürchterliches für uns,“ sagte Miss Ophelia.

„Das sollte es für mich sein, glaube ich,“ sagte St. Clare, indem er gedankenvoll stehen blieb. „Ich las diesen Nachmittag Tom das Kapitel des Matthäus vor, das einen Bericht davon giebt, und wurde ganz ergriffen darüber. Man sollte glauben, daß die, welche so von dem Himmel ausgeschlossen werden, fürchterliche Dinge begangen haben; doch nein — sie werden verurtheilt, weil sie nicht wirklich Gutes thaten, als ob das jedes mögliche Uebel in sich schloffe.“

„Vielleicht,“ sagte Miss Ophelia, „ist es für einen Menschen, der nicht Gutes thut, unmöglich, nicht Böses zu thun.“

„Und was,“ sagte St. Clare mit tiefem Gefühl, „was wird von dem Menschen gesagt werden, dessen Herz, dessen Erziehung, dessen gesellige Bedürfnisse ihn vergeblich zu irgend einem edlen Zwecke rie-

fen; der hin und her schwankte, ein träumender, gleichgiltiger Zuschauer der Kämpfe, Qualen und Leiden der Menschen, bei denen er handelnd hätte eingreifen sollen?"

„Ich möchte sagen,“ entgegnete Miß Dphelia, „er sollte bereuen und noch jetzt beginnen.“

„Immer praktisch und treffend,“ sagte St. Clare, und ein Lächeln übersflog sein Gesicht. „Sie lassen mir nie Zeit zu allgemeinen Betrachtungen, Cousine; Sie bringen mich immer gerades Wegs zu der wirklichen Gegenwart, Sie haben beständig eine Art von ewigem Jetzt in ihrem Geiste.“

„Jetzt ist die einzige Zeit, mit der ich etwas zu thun habe,“ sagte Miß Dphelia.

„Die theuere kleine Eva — das arme Kind!“ sagte St. Clare. „Sie hatte ihre kleine einfache Seele darauf gesetzt, ein gutes Werk für mich zu thun.“

Zum ersten Male seit Eva's Tode hatte er so viele Worte von ihr gesprochen und er unterdrückte jetzt offenbar ein mächtiges Gefühl.

„Meine Ansicht von dem Christenthum ist der Art,“ fügte er hinzu, „daß ich denke, kein Mensch kann sich wesentlich dazu bekennen, ohne das ganze Gewicht seines Seins gegen dieses entsetzliche System der Ungerechtigkeit aufzulehnen, welches auf dem Grunde unserer ganzen Gesellschaft liegt, und müßte es sein, sich selbst in dem Kampfe zu opfern. Das heißt, ich glaube, ich könnte nicht auf andere Weise ein Christ sein, obgleich ich ganz gewiß mit vielen aufgeklärten und christlichen Leuten zu thun gehabt habe, die dergleichen nicht thaten; und ich gestehe, daß die Apathie religiöser Menschen über diesen Gegenstand, ihr Mangel der Erkenntniß des Unrechts, das mich mit Abscheu erfüllte, in mir mehr Scepticismus erweckt hat, als irgend etwas Anderes.“

„Wenn Sie das Alles wußten,“ sagte Miß Dphelia, „weshalb handelten Sie nicht danach?“

„Ach, weil ich nur die Art von Wohlwollen hatte, die darin besteht, auf einem Sopha liegend, Kirche und Geistlichkeit zu verwünschen, daß sie nicht Märtyrer und Bekenner sind. Sie wissen, man kann sehr leicht sehen, wie Andere Märtyrer sein sollten.“

„Nun, werden Sie jetzt anders handeln?“ sagte Miß Dphelia.

„Gott allein kennt die Zukunft,“ entgegnete St. Clare. „Ich bin muthiger, als ich war, weil ich Alles verloren habe; und wer Nichts mehr zu verlieren hat, kann Alles wagen.“

„Und was wollen Sie thun?“

„Meine Pflicht, hoffe ich, gegen die Armen und Niedern, sobald ich sie erkannt habe,“ sagte St. Clare; „den Anfang machen mit meinen eignen Dienern, für die ich noch nichts that; vielleicht zeigt es sich dann an einem spätern Tage, daß ich auch für eine ganze Classe etwas zu thun vermag; etwas, um mein Vaterland von der Schmach der falschen Stellung zu befreien, in welcher es sich jetzt vor allen civilisirten Nationen befindet.“

„Halten Sie es für möglich, daß eine Nation je freiwillig emancipirt?“ fragte Miß Daphelia.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete St. Clare. „Dies ist eine Zeit großer Thaten. Heldenmuth und Uneigennützigkeit zeigen sich hier und dort auf der Erde. Die ungarischen Edlen lassen Millionen von Leibeigenen mit ungeheurem Verluste an Geld frei, und vielleicht werden auch unter uns Edle gefunden, die Ehre und Gerechtigkeit nicht nach Dollars und Cents schätzen.“

„Das glaube ich kaum,“ sagte Miß Daphelia.

„Angenommen aber, wir ermannten uns morgen, und emancipirten, wer sollte dann diese Millionen erziehen und sie ihre Freiheit benutzen lehren? Sie würden sich nie dazu erheben, viel unter uns zu thun. Die Thatsache ist, daß wir selbst viel zu träge und unpraktisch sind, um ihnen viel von der Thätigkeit und Energie beizubringen, welche nothwendig sind, sie zu Menschen zu machen. Sie müßten nach dem Norden gehen, wo Arbeit Mode, der allgemeine Gebrauch ist; aber sagen Sie mir, herrscht in Ihren nördlichen Staaten genug christliche Philosophie, um die Last ihrer Erziehung und Erhebung zu tragen? Sie schicken Tausende von Dollars an die fremden Missionen, aber könnten Sie es ertragen, die Heiden sich in Ihren eignen Städten und Dörfern niederlassen zu sehen, und würden Sie Ihre Zeit, Ihre Gedanken, Ihr Geld opfern, um sie zu Christen zu befehren? Das ist es, was ich wissen möchte. Wenn wir emancipiren, werdet Ihr dann erziehen? Wie viele Familien in Ihren Städten und Dörfern würden einen Neger und eine Negerin in ihr Haus nehmen, sie unterrichten, und sie zu Christen zu machen suchen? Wie

viele Kaufleute würden Adolph nehmen, wenn ich ihn zu einem Handlungsdiener machen wollte? Oder wie viele Meister, wenn ich ihn ein Handwerk lernen lassen wollte? Wenn ich Jane und Rosa in eine Schule zu schicken beabsichtigte, wie viele Schulen giebt es dann in den nördlichen Staaten, die sie aufnehmen würden? Sie sehen, Cousine, ich verlange, daß man uns Gerechtigkeit erweise. Wir sind in einer schlimmen Lage."

"Ich gebe zu, daß es so ist," sagte Miß Ophelia; "ich weiß, wie es bei uns war, ehe mein Pflichtgefühl meinen Widerwillen überwunden hat. Es wäre in der That eine größere Selbstverläugnung, Heiden unter uns aufzunehmen, als Missionäre unter sie zu senden; aber ich glaube, wir würden es thun."

"Sie würden es, das weiß ich," sagte St. Clare; "ich möchte wissen, was Sie nicht thäten, wenn Sie es für Ihre Pflicht hielten."

"Ich bin nicht ungewöhnlich gut," sagte Miß Ophelia. "Anderere würden dies ebenfalls, sähen sie die Dinge so, wie ich. Topsy will ich mit mir nach Haus nehmen, wenn ich gehe. Ich glaube, man wird sich zuerst darüber wundern, aber dann wird man dahin gebracht werden, meinem Beispiele zu folgen. Ueberdies kenne ich im Norden eine Menge Leute, die ganz so handeln, wie Sie sagen."

"Gut; aber sie sind in der Minderzahl, und wenn wir damit anfangen, in einer weitem Ausdehnung zu emancipiren, so würden wir bald von Euch hören."

Miß Ophelia entgegnete nichts. Es entstand eine Pause, und St. Clare's Züge trugen einen trüben träumerischen Ausdruck.

"Ich weiß nicht, weshalb ich heute so viel an meine Mutter denke," sagte er endlich. "Ich habe ein eigenthümliches Gefühl, als ob sie mir nahe wäre. Ich beschäftige mich mit dem, was sie zu sagen pflegte. Sonderbar, was uns diese längst vergangenen Dinge zuweilen so lebhaft in das Gedächtniß zurückruft."

St. Clare ging noch einige Minuten in dem Zimmer auf und nieder, und sagte dann:

"Ich denke, ich gehe noch etwas aus und höre die Neuigkeiten."

Er nahm seinen Hut und ging.

Tom folgte ihm bis über den Hof, und fragte, ob er auf ihn warten sollte.

„Mein, mein Junge,“ sagte St. Clare. „Ich bin in einer Stunde wieder zurück.“

Tom setzte sich in die Veranda. Es war ein prächtiger mond-
heller Abend, und er sah auf den steigenden und fallenden Wasser-
strahl des Springbrunnens, und lauschte auf dessen Geplätscher.
Tom dachte an seine Heimath und daß er bald ein freier Mann sein
würde, der thun könnte, was er wollte. Er dachte daran, wie er
arbeiten wollte, um sein Weib und seine Kinder loszukaufen. Er
befühlte die Muskeln seines schwarzen Armes mit einer Art von Freude,
daß sie bald ihm gehören würden, und wie viel sie arbeiten könnten,
um die Freiheit seiner Familie zu erlangen. Dann dachte er an seinen
edlen jungen Herrn, und darauf folgte das Gebet, das er immer für
ihn zu sprechen pflegte. Dann gingen seine Gedanken auf die rei-
zende Eva über, die er jetzt unter den Engeln erblickte. Und es kam
ihm vor, als sähe er ihr bleiches Gesicht mit dem goldigen Lockenhaar
aus dem Springbrunnen aufsteigen. Aus diesen Träumereien wurde
er durch ein lautes Klopfen an der äußern Thür und mehrere laute
Stimmen erweckt.

Er eilte, zu öffnen, und mit schwerfälligem Tritt kamen mehrere
Menschen herein, die einen Körper trugen, der in einen Mantel ge-
wickelt war und auf einer Bahre lag. Das Licht der Lampe fiel voll
auf das Gesicht, und Tom stieß einen gellenden Schrei der Verwun-
derung und Verzweiflung aus, der durch alle Gallerieen ertönte, als
die Leute mit ihrer Last bis zu der offenen Thür des Wohnzimmers
gingen, in welchem Miß Ophelia mit ihrer Strickerei saß.

St. Clare war in ein Kaffeehaus gegangen, ein Abendblatt zu
lesen. Während er dies that, entstand ein Streit zwischen zwei Herren,
die Beide etwas betrunken waren. St. Clare und einige Andere
versuchten es, sie zu trennen, und St. Clare bekam dabei mit einem
Bowie-Messer, das er dem Einen entringen wollte, einen gefähr-
lichen Stich in die Seite.

Das Haus wurde von Geschrei und Klagen erfüllt; die Diener
rausten sich verzweifelt das Haar, warfen sich auf den Boden oder
rannten schreiend umher. Tom und Miß Ophelia allein schienen
Geistesgegenwart zu behalten; denn Marie lag in heftigen hysteri-
schen Krämpfen. Auf Miß Ophelia's Befehl wurde eines von den
Ruhebetten in dem Wohnzimmer schnell zurecht gemacht und der blu-

52
tende Körper darauf gelegt. St. Clare war aus Schmerz und Blutverlust ohnmächtig geworden, aber als Miß Dphelia Stärkungsmittel anwendete, kehrte er zum Bewußtsein zurück, öffnete die Augen, blickte starr umher und ließ sie endlich auf dem Bilde seiner Mutter haften.

Der Arzt kam jetzt und untersuchte die Wunde. Der Ausdruck seines Gesichtes zeigte deutlich, daß keine Hoffnung sei; allein er verband die Wunde, und er, Miß Dphelia und Tom besorgten mit Fassung alles Nöthige unter den Klagen der erschrockenen Diener, die sich um die Fenster und Thüren der Veranda drängten.

„Wir müssen jetzt diese Geschöpfe fortschaffen,“ sagte der Arzt.
„Alles hängt davon ab, daß er Ruhe hat.“

St. Clare öffnete die Augen wieder, und blickte starr auf die verzweifelnden Geschöpfe, die Miß Dphelia und der Doctor fortzuweisen bemüht waren. „Die armen Geschöpfe!“ flüsterte er, und der Ausdruck bitterer Selbstvorwürfe flog über sein Gesicht. Adolph weigerte sich entschieden, zu gehen; er warf sich an den Boden, und nichts konnte ihn bewegen, aufzustehen. Der Schreck hatte ihn aller Geistesgegenwart beraubt! Die Uebrigen fügten sich den Vorstellungen der Miß Dphelia, daß ihres Gebieters Rettung von ihrem Gehorsam und ihrer Ruhe abhinge.

St. Clare konnte nur wenig sprechen; er lag mit geschlossenen Augen da, aber offenbar wurde er von bitteren Gedanken bestürmt. Nach einiger Zeit legte er seine Hand auf die Tom's, und sagte:
„Tom, armer Mensch!“

„Was Mas'r?“ fragte Tom ernst.

„Ich sterbe!“ entgegnete St. Clare, seine Hand drückend.
„Bete!“

„Wollen Sie einen Geistlichen?“ fragte der Arzt.

St. Clare schüttelte hastig den Kopf, und sagte dann noch ernster zu Tom: „Bete!“

Und Tom betete mit aller Inbrunst für die scheidende Seele, — die Seele, die so trauervoll aus den dunkeln blauen Augen auf ihn zu blicken schien.

Als Tom aufhörte, zu sprechen, nahm St. Clare seine Hand und sah ihn ernst an, doch er sagte nichts. Er schloß die Augen, aber er behielt die Hand, denn an den Thoren der Ewigkeit halten

die schwarze Hand und die weiße gleich fest. Er murmelte leise, und in Zwischenräumen:

„Recordare Jesu pie —
 — — — — —
 Ne me perdas — illa die
 Quaerens me — sedisti lassus.“

Die Worte, die er eben diesen Abend gesungen hatte, kamen ihm offenbar in den Sinn, — Worte des Flehens, an die unendliche Barmherzigkeit gerichtet. Seine Lippen bewegten sich zuweilen unter einzelnen abgebrochenen Lauten.

„Er redet irre,“ sagte der Arzt.

„Nein, die Heimath kömmt endlich,“ sagte St. Clare kräftig. „Endlich! Endlich!“

Die Anstrengung erschöpfte ihn. Die Blässe des Todes überzog sein Gesicht, doch zugleich verbreitete sich über dasselbe ein beseligender Ausdruck des Friedens, wie bei dem müden Kinde, das entschlummert.

So lag er einige Augenblicke. Die Umstehenden sahen, daß die mächtige Hand auf ihm lag. Kurz zuvor, ehe der Geist entfloß, öffnete er die Augen mit einem plötzlichen Ausdrucke der Freude und des Wiedererkennens, flüsterte: „Mutter!“ und war nicht mehr.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Schutzlosen.

Wir hören oft von dem Schmerz der Negerclaven über den Verlust eines gütigen Herrn, und mit gutem Grunde; denn kein Geschöpf auf Gottes Erdboden ist schutzloser, als der Slave in solcher Lage.

Das Kind, das den Vater verlor, hat noch den Schutz der Freunde und der Gesetze; es ist etwas und kann etwas thun, — hat anerkannte Rechte und eine Stellung; der Slave hat keine. Das Gesetz betrachtet ihn in jeder Beziehung aller Rechte bar, als Waare. Alles, was ihm von dem, wonach des Menschen Herz sich sehnt, zu Theil werden kann, wird ihm durch seinen unumschränkten, unverantwortlichen Gebieter; wird der Herr niedergeschlagen, so bleibt nichts übrig.